

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 111 (1985)

Heft: 18

Illustration: "Kann ich Ihnen helfen, Madame?"

Autor: Copeland, John

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nomen est omen

Paula ist Journalistin. Seit zwölf Jahren. Sie hat erreicht, wovon sie schon im zarten Mädchentaler träumte. Jedenfalls bei nahe. Eigentlich wollte sie Schriftstellerin werden. Berühmt und geehrt. Wenn möglich mit dem Nobelpreis. So weit haben

Von Ilse Frank

ihre Fähigkeiten nicht gereicht. Aber für eine Redaktorenstelle war Paula gerade gut genug.

Nun waltet sie wacker ihres Amtes. Prüft Manuskripte, bearbeitet Texte. Tastet sporadisch selbst einen. Jongliert mit Zeichnungen. Plaziert Photos. Regiert, und darauf ist sie besonders stolz, ein Team von fünf Männern. Die lassen sich zwar relativ wenig sagen. Deshalb brüllt Paula chronisch. Mit Säuseln oder röhrender Hilflosigkeit hat es die Streitbare nie versucht. Eher mischt sie ihrem Wortschwall ein paar kräftige Flüche bei, als dass sie, auch nur verbal, zu Kreuze kröche, weil sie dem schwachen Geschlecht angehört. Macht sie jemand vorsichtig auf ihr wenig fe-

minines Gehabe aufmerksam, antwortet ihm die Burschikose mit zynischem Gekicher.

Eines schicksalsschweren Tages kommt Paula selbst dieses Lachen abhanden. Die Verwaltungsräte ihrer Zeitung geben das Blatt auf. Es soll eingehen in eine Allerweltspostille. Paula denkt nicht daran, den gleichen Herren neu zu dienen. Sie steigt aus. Verlässt die ihr liebe Umgebung, nicht aber das Metier. – Glaubt sie wenigstens.

Doch Redaktorenstellen sind rar. Solche, an denen sich Frauen behaupten dürfen, erst recht. Das lernt Paula auf ihrer qualvollen Suche nach einem neuen Tätigkeitsfeld. Des ewigen Herumirrens, des bitteren Nichtstuns müde, meldet sich die Arbeitslose bei einer Temporärfirma. Die nimmt sie als Sekretärin unter Vertrag.

Paula grämt sich. Nie mehr hat sie den ursprünglich erlernten Beruf ausüben, sich als Tippmamsell verdingen wollen. Jetzt aber, in der Not, braut sie Kaffee für den Chef, giesst die Topfpflanzen seiner Assistenten, besorgt Zigarren für Geschäftsfreunde.

Die einst Selbstbewusste fristet ein klägliches Dasein. Der ständige Kulissenwechsel zehrt an ihr. Sie fühlt sich elend, zermürbt, zu nichts Dauerhaftem nütze. Ein

Zufall, der, wie Paula hinterherstur behauptet, keiner ist, bringt die Wende: Das Verwaltungsbüro F. heuert die Schreibkraft für unbestimmte Zeit an, findet indes bereits nach vierzehn Tagen eine Daueraktoyo. Paula müsste gehen, wenn der Direktor keine Glanzidee hätte:

«Wir sollten dringend sämtliche Räume renovieren. – Machen Sie das?» fragt er munter.

Die Überrumpelte schluckt leer. Denkt: Eine Chance, zu bleiben! Nickt: «Natürlich.»

Wenig später stellt Paula lange Handwerkerlisten auf, kritzelt Daten hinter die Berufsbezeichnungen, schwingt Einrichtungskataloge, durchwandert Ausstellungen, lacht sich einen Innenarchitekten an, verhandelt mit Lieferanten aller Arten, empfängt hämmерnde, sägende, bohrende, malende Trupps, weist Möbelwagen und Hubstapler ein, füllt Bauwannen und Abfallheimer, Archivgestelle und Estrichschränke.

Paula packt überall zu. Schuftet im Schweisse ihres Angesichts. Rennt täglich zehn Stunden treppauf, treppab. Ist jeden Abend fix und fertig. Aber glücklich. Sieht ihrer Hände Werk gediehen. Kann selig betrachten, wofür sie sich stark gemacht hat.

Als der Auftrag ausgeführt und selbst die Putzorgie Vergangen-

heit ist, bricht Paula beinahe das Herz. Sie möchte nie mehr nur geistig rege werden. Gleichwohl kehrt sie bei der ersten Gelegenheit zum Journalismus zurück. Braucht ewig den Kopf, sporadisch die Fingerspitzen.

Mit vierzig erinnert sich Paula ihrer manuellen Glanztaten. Sehnsucht erfüllt die Frau in den besten Jahren. Sie wähnt sich jung genug, um auszusteigen, noch einmal von vorn anzufangen. Stracks ruft sie den Schreiner an, dem sie einst half, die Arbeitswelt zu verschönern.

«Meister H.», sagt Paula bestimmt, «ich will umsatteln. Bilden Sie mich aus?»

Der Gefragte schweigt. Lange, beredt. Endlich seufzt er: «Ach! Wie stellen Sie sich das vor? In meinem Betrieb laufen zu viele Männer herum. Da bringt eine Frau nichts als Unruhe.»

Die Mutige erschrickt. Weiss, dass Meister H. für manchen seiner Kollegen spricht. Dass ihre Geschlechtszugehörigkeit ein Problem ist. Auch, weil es zum Hobeln Muskelkraft braucht. Weil Lasten geschleppt und Stricke gedreht werden müssen.

Paula resigniert. Nach mehreren schlaflosen Nächten. Entschliesst sich, weiterhin Sätze zu drechseln. Und murmelt pausenlos vor sich hin, warum sie eigentlich nicht Paul heiße.

Der Zahn der Zeit

Das waren noch Zeiten, als sich die junge Braut alle Zähne ziehen liess, um mit einer Zahnprothese den Schritt in die Ehe zu wagen. Auf diese Weise sollte der künftige Gatte gegen unliebsame Zahnarztkosten für seine Frau abgesichert werden. Stolze Besitzerin einer Zahnprothese, die damals zu den Aussteuergeschenken gerechnet wurde, war auch unsere Mutter. Die grosszügige Spende an der Schwelle zum Kinderkrieg war für sie noch eine erfreuliche Selbstverständlichkeit, und ihre Meinung wurde von den allermeisten Frauen ihres Alters in unserem Dorf geteilt.

Seit eh und je schneidet die Zeit an Meinungen und Gepflogenheiten herum. Schon meine ältere Schwester zeigte eine veränderte Einstellung zu den eige-

nen Zähnen. Sie reinigte sie zweimal täglich mit einer angerührten Paste aus dem Kolonialwarenlädeli und brachte ihr Pflegeritual damit zum Abschluss, dass sie ihre Zahnrägen Grimassen schneidend gegen den Spiegel bleckte und sich davon überzeugte, dass das Zahnfleisch so straff am Zahnhals lag wie der Strumpf am Bein. Manchmal lieh mir die Schwester ihre Zahnbürste grosszügig aus, damit ich meine Milchzähne reinigen konnte. Aber für Kinder galt dies nicht als Notwendigkeit; Milchzähne fielen, wie man wusste, früher oder später ohnehin aus.

Zahnprophylaxe ist inzwischen in aller Munde. Längst achten fürsorgliche Mütter darauf, dass ihre Kinder die Zähne regelmäßig putzen und dass sich der Konsum von Süßigkeiten in Grenzen hält. Dass die kariesverursachende Banane vom Pausenapfel abgelöst wird, kontrolliert die Lehrerin. Bald wird man ohne den Spezialladen für optimale

«Kann ich Ihnen helfen, Madame?»